

auf dem Wege nach Gotha aufgefangen wurde, fand sich unter seinen Brieffschaften auch das Generalmajors-Patent für Laudon. Man sagt, daß der Überfall bei Wellemin, wo der tapfere Manstein sein Leben ließ, ihm die Beförderung eingebracht habe. Der König sandte einen Trompeter mit dem Patent an Laudon und ließ ihm dabei seine besten Glückwünsche aussprechen.

Die Begabung des Prinzen von Hildburghausen für die Organisation einer Armee fand allerdings Zustände vor, denen gegenüber sie ihre Feuerprobe bestehen konnte. Unter seinem Oberkommando sammelten sich aus den einzelnen Reichsgebieten heranmarschierende Heerhaufen, die größtenteils aus neugeworbenen Rekruten bestanden, also erst gehörig eingedrillt werden mußten. Es fehlte aber an dem zur Ausbildung nötigen Unteroffizierskorps. So mußten aus diesen Rekruten schleunigst die intelligenten und forschenden Burschen herausgenommen werden, um ein Ausbildungspersonal zu gewinnen. Das war sehr mühsam, und die Renitenz, die selbst das altgediente höhere Offizierskorps dem Oberkommando bezeigte, erschwerte den Gang der Dinge noch mehr.

Ein unseren modernen Anschauungen nicht weniger befremdliches Kapitel war die Bekleidungsfrage. Wohl waren vom Reich in zahlreichen Paragraphen genügend Vorschriften über Montierung und Regimentsabzeichen der einzelnen Truppenteile vorhanden, es fehlte nur, — daß sie eingehalten wurden. Aber da eben haperte es. Die Kontingente der größeren Staaten, die auch in Friedenszeiten einige tausend Mann Truppen unter-



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Gideon Ernst Freiherr von Laudon.

hielten, sahen ja einigermaßen egal aus. Aber schlimmer stand es mit den kleinen Trupps, die aus Miniaturstaaten und freien Reichsstädten heranrückten. Ihre Absender hatten sich den Teufel auch um Reichsvorschriften und Paragraphen gequält, sondern ihre Rekruten einfach in die Monturen gesteckt, die sich auf ihren Zeugammern und Rathausböden vorfanden. Wenn nun diese kleinen Abteilungen zu Regimentern vereinigt wurden, so gab das ein vielfältiges, buntscheckiges Bild, und so wurden diese armen Reichstruppen nur zu häufig zum Gespött der regelrecht und besser uniformierten französischen Bundesgenossen.

Schlimmer noch stand es mit den Waffen. Die Gewehre waren ihrer Konstruktion nach ganz verschieden. Außerdem schossen sie erbärmlich, viele schossen überhaupt nicht. Der bedauernde Hildburghausen hat nachher behauptet, daß höchstens zehn Prozent dieser Prachtgewehre Feuer gaben. Ebenso traurig stand es mit der Munition, mit dem Lederzeug, das vielfach mürbe und abgetragen war, mit den Zelten, die, zerrissen oder schlecht geflickt, den Regen durchließen. Ein Kürassierregiment, das aus einundsechzig Kontingenten zusammengesetzte schwäbische Kreis-Kürassierregiment Hohenzollern, ritt stolz ins Sammelager, aber, was den Reitern fehlte, waren — die Kürasse.

Die Verpflegung dieser armen Truppen war natürlich miserabel und lag meistens in den Händen gewissenloser Lieferanten. Schickten die Fürsten und Stände Geld, so bekamen die Truppen zu essen, schickten sie nichts,

so mußten die Leute hungern. Das sah freilich bei den kaiserlichen Truppenteilen, wo eine geordnete Intendantur unter dem General-Provianddirektor Baron von Grechtler bestand, anders aus, die wurden gut gepflegt. Aber sobald dieser tüchtige Intendant seine Geschicklichkeit auch für das allgemeine Ganze aufwenden wollte, fürchteten die Landesherren vermehrte Ausgaben, weigerten sich und ließen alles lieber beim alten.

Aber für eins wenigstens sorgten die deutschen Landesväter hinreichend. Wenn es auch mit Waffen, Montierung und Leibesnahrung herzlich schlecht ausah, das himmlische Brot ließen sie ihren Landeskindern nicht fehlen. Feldprediger, kirchliche Banner mit wunderschönen Kreuzen und Lämmern darauf, Altarzelte, und was sonst zum Feldgottesdienst gehört, waren reichlich vorhanden.

Der Prinz von Hildburghausen war denn doch ein zu erfahrener Soldat, und durch lange Dienstjahre im österreichischen Heere von dem Segen und der Nothwendigkeit geordneter Verhältnisse zu sehr überzeugt, um nicht die schlimmsten Befürchtungen über den Ausgang der Dinge zu hegen. Er sah ein, daß es ein ungeheuerliches Wagnis sein würde, diese Reichstruppen, allein auf sich angewiesen, gegen preußische Regimenter einzusetzen, denn ihm war die Überlegenheit der königlich preußischen Armee nur zu gut bekannt, ja er war im Stillen ein Bewunderer preußischer Kriegskunst. Der Prinz hat in den Sommermonaten 1757 redlich das seine getan, um die Verhältnisse, die er vorfand, zu bekämpfen,

die Mannszucht zu heben und das Reichsheer auf eine Stufe zu bringen, daß es doch nach außen hin einigermaßen einem geschlossenen Heereskörper glich. Dagegen blieb ihm das fatale Bewußtsein, daß, wie er nach Wien berichtete, ein Feldherr, der die inneren Eigenschaften untersuchen würde, für seine Ehre und seinen Ruhm, eine solche Armee anzuführen, zittern müßte. Er hoffte schließlich — denn was sollte er tun als hoffen! —, daß er die Armee in Verbindung mit andern kriegserfahrenen Truppen dem Feinde dennoch entgegenstellen könnte. Diese innere Stärkung glaubte er von Soubise und seinen Franzosen zu erhalten. Ach, er sollte sich nur zu sehr täuschen!

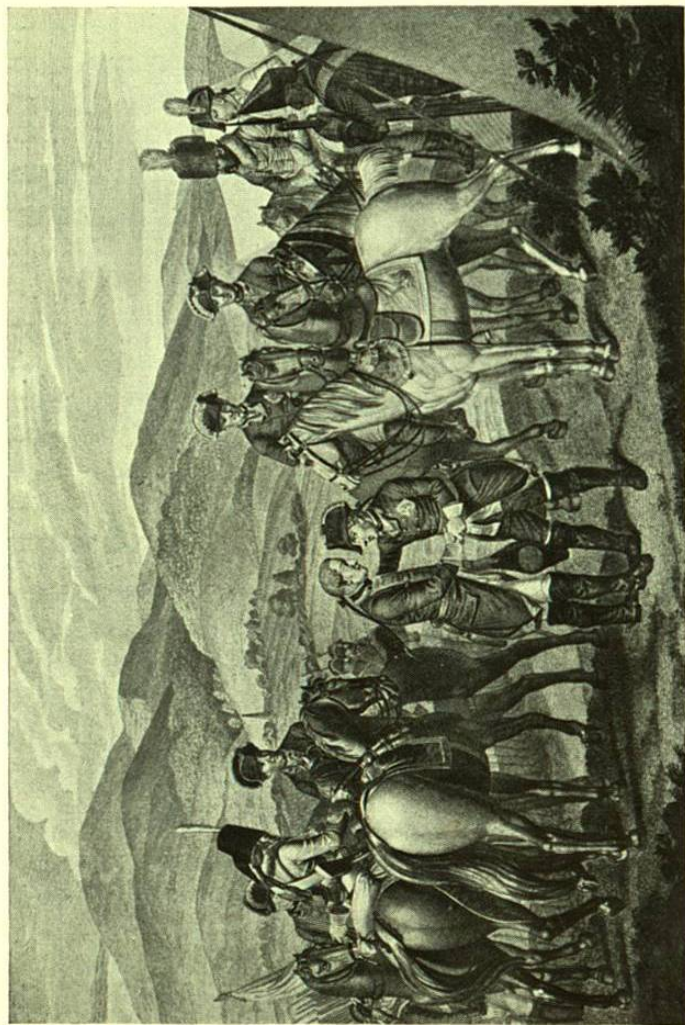
Die zweite französische Armee, mit der sich Hildburghausen Anfang September bei Erfurt vereinigen sollte, stand unter dem Befehl des Prinzen Charles von Rohan-Soubise. Der Prinz entstammte väterlicherseits dem alten bretonischen Fürstengeschlecht der Rohan, das den stolzen Wahlspruch führte: „Roy ne puys, Duc ne daygne, Rohan suys!“ „König kann ich nicht, Herzog mag ich nicht sein, Rohan bin ich!“ Der berühmte Halsbandkardinal entstammte demselben Hause, aber einem anderen Zweige.

Dieser Soubise-Rohan zählte zu den sichersten Günstlingen des Königs, der ihn mit „mon cousin“ anzureden pflegte. In den Feldzügen der vierziger Jahre war er des Königs persönlicher Adjutant gewesen. Er verstand es, als gewandter Hofmann sich gleichermaßen in Gunst bei der Pompadour, wie auch später bei der Dubarry zu erhalten.

Mochte der Mann sonst sein wie er wollte, einem sympathischen menschlichen Zug begegnen wir in seiner Geschichte: Als der fünfzehnte Ludwig an seiner entsetzlichen Krankheit starb, bei lebendigem Leibe fast verfaulend, so daß man es vor dem Geruch selbst in den Vorzimmern nicht mehr aushalten konnte und die Höflingschar aus Furcht vor Ansteckung vom Sterbelager hinwegfloh, blieb dieser Soubise bei dem sterbenden und auch bei dem toten König. Er ritt im Zuge jener Troßknechte, die den König im Trab durch eine johlende Menschenmenge nächtlich nach der Gruft von Saint Denis schafften. Menschliche Treue, selbst wenn sie dem Unwürdigsten aller Sterblichen erwiesen wird, muß man achten.

Im übrigen aber war Charles von Rohan-Soubise ebenso wie sein Herr und Gebieter ein recht schwacher Mensch, von jener aalglatten Sorte, mit der ein ehrlicher deutscher Kerl, wie Hildburghausen, schwer fertig wird. Hatte Hildburghausen schon mit seiner Reichsarmee genug Verdruß gehabt, jetzt nach der Vereinigung mit Soubise und seinen Franzosen, sollte es noch viel schlimmer kommen.

Wenn er gehofft hatte, in der französischen Armee eine kriegserfahrene, festgefügte und gute Mannszucht haltende Truppe zu finden, die seinen eigenen gutwilligen, aber unerprobten und nur durch seine mühselige organisatorische Arbeit einigermaßen in Rand und Band gehaltenen Scharen einen inneren Halt geben konnte, so sollten ihm alsbald die Augen übergehen. Schon auf



Aus Rehwisch, Keufien.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große nimmt Abschied von Winterfeldt am 25. August 1757.

Nach einer Zeichnung von H. Dähling gestochen von J. S. Ringel.

dem Marsche nach Erfurt kamen ihm die schrecklichsten Gerüchte über französische Ausschreitungen zu Ohren. Die französische Armee, der man in Frankreich den Namen „La Dauphine“ gegeben hatte, weil sie bestimmt war, das Heimatland der schönen Maria Josepha von Sachsen, der Gemahlin des Dauphin und Mutter Ludwig des Sechzehnten, von der preussischen Umklammerung zu befreien, war mehr eine Räuberbande als eine Armee.

Das Offizierkorps selbst gab das schlechteste Beispiel, namentlich die jüngeren Offiziere, die in den liederlichen Sitten des damaligen Frankreich groß geworden waren.

„Wie können solche junge Menschen“, klagt der tapfere französische General Graf Saint Germain, „mit ihren liederlichen Sitten, im Umgange mit Dirnen verlottert, in den Soldaten das Gefühl für Ehre und Zucht wachrufen, das die Stärke der Armeen ausmacht! Unwissenheit, Frivolität, Nachlässigkeit, Feigheit sind an Stelle männlicher Tugend und Tapferkeit getreten.“

In der Tat trieben die Herren Offiziere es arg. Religionshaß spielte hinein. Im sächsischen Dorfe Weichschütz bei Weisfenfeld zwang ein adeliger Oberst den evangelischen Pfarrer Schren, ihm Bock zu stehen, als er aufs Pferd steigen wollte. Man begegnet noch einem alten Stich, der diese fatale Szene wiedergibt. Der Pfarrer, im vollen Ornat seines Amtes, kniet am Boden und stützt sich auf die Hände, während der freche Franzose den Rücken des ehrwürdigen Herrn als Steigbügel benützt.

Wie die Herren, so die Knechte.

Marodieren und Plündern war überhaupt an der Tagesordnung, und niemand, der Einquartierung bekam, war sicher, daß ihm nicht das Haus über dem Kopf angezündet wurde. Frauen und Töchter waren vor diesem Gesindel nicht sicher, und versuchte der Mann die Ehre seines Hauses zu verteidigen, so machte ihn womöglich eine Musketenkugel, die bei diesen Parlevuhs locker im Lauf saß, für immer stumm. Die brutale Gesellschaft riß in den Grabkapellen der adeligen Güter die Särge auf und warf die halbverfaulten Leiber heraus, um Geld und Goldeswert zu entdecken.

Auf die lutherischen Prediger schien man es besonders abgesehen zu haben. „Maudit hérétique“ „verdammter Ketzer“ war ein geläufiges Schimpfwort der Franzosen. Einen kursächsischen Prediger, der sich auf dem Wege seiner geistlichen Pflicht zu einer Amtshandlung begab, fielen nacheinander drei Marodeurtrupps an. Als er rein ausgeplündert war, band man den Unglücklichen an einen Pferdeschwanz und schleppte ihn mit fort. Die ausgestandene Angst und Aufregung warf ihn in schwere Krankheit. Auf die Pfarrhäuser stürzten sich überhaupt die Plünderer stets zuerst. Sie plünderten die geistlichen Herren buchstäblich bis aufs Hemd aus. Wie ein Heuschreckenschwarm fiel dies Gesindel auf die friedlichen Dörfer. Vierzig bis fünfzig Mann Einquartierung wurden in ein Bürger- oder Bauernhaus gelegt. Die armen Quartierwirte mußten alles auftragen, was sie nur an Lebensmittelvorräten hatten. Die Pferde spannte man vor die Kanonen, das Rindvieh und die

Schweine schlachtete man, um den Fleischbedarf der Armee zu decken. Vielfach geschah es aber auch aus Bosheit und man ließ dann die Kadaver einfach liegen, so daß den Bürgern und Bauern nur das Verscharren ihres mühsam aufgezogenen oder für sauer verdientes Geld erworbenen Viehbestandes übrig blieb. Ein Trupp von Plünderern folgte dem andern. War ein Dorf ausgeraubt, so kam es nicht selten vor, daß man die Brandfackel hineinwarf. Die Felder und Bäume ringsherum trugen seltsame Früchte — zerstreute weiße Bettfedern, denn es war ein beliebtes Vergnügen, die Betten mutwillig oder, auf der Suche nach verborgenem Geld, zu zerschneiden und die Federn umherzustreuen.

Das Schloß des kurfürstlichen Oberaufsehers von Bose in eben jenem Branderode wurde förmlich ausgeweidet, das kostbare Mobiliar zerschnitten und zerhauen, Geld und Lebensmittel geraubt, die Weinfässer zertrümmert, Dokumente, Brieffschaften und Akten zerrissen.

In demselben Dorfe Branderode wurden die Altarfelche und Sakramentsgefäße in so abscheulicher Weise besudelt, daß die Feder es nicht wiedergeben mag. Vor den Stufen des Altars sang der trunkene Auswurf fremder Länder unflätige Gassenhauer.

Und das waren die Befreier vom preussischen Joch, so hausten sie in einem verbündeten Lande! Vergeblich waren die Notschreie der Behörden und Amtsleute an den Landesherrn. Die königliche Majestät von Polen und kurfürstliche Durchlaucht von Sachsen saß weit vom Schuß und sicher in Warschau. Der Unterdrücker aber,